

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 26

Artikel: Der Abschied [Schluss]

Autor: Burg, Anna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bleibsel von unseres Herrn Grab, einen Stein, womit Stephanus gesteinigt worden war, 3 Windeln, in die Maria Jesum Christum auf der Flucht nach Aegypten gewickelt, usw. Am 28. Dezember 1479 wurden alle vorhandenen Reliquien in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen. 1512 vollendete Heinrich Rummli von Burgdorf laut Stadtbuch den steinernen, mit künstlich durchbrochenem, durchsichtigen Geländer versehenen Lettner, ein Meisterwerk aus der Zeit der Spätgotik. Früher bildete dieser Lettner den Abschluß von Chor und Schiff, stand also an einem andern Ort als jetzt und soll dort besser zur Geltung kommen sein.

Im Januar 1528 wurde in Burgdorf die Reformation eingeführt und durch blinde Zerstörungswut leider gar manches in der Kirche vernichtet. 1565 installierte Uhrmacher Marti aus Bern auf dem Kirchturm eine Kirchenuhr. 1601 mußte erstmals eine größere Reparatur ausgeführt werden und zwar durch Jakob von Aergäu. 1613 wurde das Chor inwendig erneuert und durch Hilarius Dür, Flachmaler von Aarau, frisch angestrichen. 1644 fertigte Bürgermeister Fankhauser die Entwürfe zu den hübschen, geschnitzten Kirchenstühlen an. Die Arbeit wurde durch die Burgdorfer Schreinmeister Hans Dübel und Hans Bitter in den Jahren 1645 und 1647 ausgeführt. 1668 wurden die Mannstühle neu gemacht, 1699 die Weibertühle. 1708 wurden bei einem Gewitter die kunstvollen, gemalten Scheiben leider vom Hagel zum großen Teil zertrümmert. 1742 ward eine zweite Renovation nötig, besonders der Strebepfeiler und des Dachstuhls.

In der alten Kirche waren mehrere Grabdenkmäler, so des Schultheißen Wurstemberger, des Dekan Gruner usw. Beim großen Stadtbrand von 1865 wurde leider auch die Kirche in Mitleidenschaft gezogen. Der Turm brannte zum Teil nieder, die Glocken fielen in die Tiefe und zerschellten. Die Renovation war aber im ganzen eine glückliche.

Ein Besuch der Kirche ist sehr zu empfehlen. Sehr hübsch und beachtenswert sind die gemalten Chorfenster in der Mitte, die Himmelfahrt Christi darstellend. Auf der Seite sind Fenster mit Apostelbildern, in einem Nordfenster eine Kabinetscheibe mit dem Manuelwappen. Die schöne Orgel soll in diesem Jahre noch erweitert und erneuert werden. Die prachtvollen Kirchensätze, die wir oben erwähnt haben, werden von Kunstsinnern viel bewundert.

Neben der Kirche steht das Pfarrhaus, in welchem der Volksdichter G. J. Kuhn wohnte. Hier finden sich auch noch kleine Reste der ehemaligen Stadtmauern. V.

Der Abschied.

Skizze von Anna Burg.

(Schluß.)

Nun erst bemerkte er, daß sie immer noch in Mantel und Mütze dastand. Da nahm er ihr die warme Umhüllung ab, löste den Schleier, zog die Nadel aus dem Mützchen und legte die Kleidungsstücke weg. Sie ließ sich alles schweigend gefallen. Es tat so wohl, sich von ihm betreuen zu lassen.

Nach diskretem Anklappfen trat der Arzt wieder ein.

„Es tut mir unendlich leid, — Herr Lichtenberg, — Sie fortschicken zu müssen. Es ist für unsere Patientin besser, wenn sie sich bald zur Ruhe legt und zu schlafen versucht.“

Max erhob sich und richtete sich straff auf.

„Ich bin froh,“ fuhr der Arzt fort, „daß Sie mir Ihre liebe Frau heute abend gebracht haben. Es ist so viel besser. Die Sache kann dann morgen zeitig vorgenommen werden. Ich werde ihr noch etwas Morphium geben, damit sie sicher schlafen kann.“

Er ging wieder hinaus, um den Abschied der beiden nicht zu hören.

Max umarmte sein Weib lange und wortlos.

„Also morgen besuche ich dich,“ sagte er dann, „wenn wir uns wiedersehen, ist alles vorbei — morgen. Sei tapfer, mein Herz, — ich denke an dich ununterbrochen, — sei tapfer!“

„Mir ist gar nicht bang, gewiß nicht. Sorge dich nicht, Liebster. Der Arzt ist so nett — und die Pflegerin.“

Sie barg den Kopf an seiner Schulter. Es war ihm als gehe ein Schluchzen durch ihre Brust. Doch als sie das Antlitz zu ihm erhob, war es ruhig und freundlich. — Es wird mir ganz gut gehen. Adieu, Liebster. Auf morgen!“

Noch ein langer Kuß.

Er nahm seinen Hut und ging.

An der Tür wandte er sich um.

Da sah er sie in dem öden Zimmer stehn, neben der kahlen Bettstelle, die Hände ineinandergeklungen, ihm zuwinkend mit schmerhaft erzwungenem Lächeln.

Ihm war, als müsse er auf sie zustürzen, sie umfassen — sie mit forttragen.

Aber er beherrschte sich. Warum sie weich machen? Ihr die Sache erschweren? Es mußte ja sein.

Und er winkte ihr noch einmal mit der Hand und zog die Tür hinter sich zu.

Im Korridor erwartete ihn der Doktor, um ihn bis zur Erntetür zu begleiten. Er sprach Max noch einmal ermunternd zu.

„Ich hoffe, daß Sie keinerlei Unruhe empfinden, Herr Lichtenberg? Sie wissen ja — eine ganz gefahrlose kleine Operation, die nun einmal nötig ist, wenn Ihre Frau gesund bleiben soll. Eine Affäre von einer Stunde höchstens. Zwei Kollegen — Kapazitäten — werden mir assistieren. Also bitte — keine Sorge! Morgen im Laufe des Vormittags werde ich Ihnen nach Ihrem Bureau telephonisch Bericht erstatten. Sie kommen dann wohl am Nachmittag? Ja? Es ist besser, erst am Nachmittag, die Narrose greift immer etwas an.“

Die Worte brausten an Max vorbei, ohne daß er sie deutlich verstand. Das Gefühl namenlosen Mitleids, das ihn ergriß, als er sein Weib allein in dem trübseligen Krankenzimmer zurücklassen mußte, hielt wie mit eisernen Krallen sein Herz umschlossen und ließ ihn kaum atmen. Nur mit Mühe fand er einige höfliche Phrasen, um sich von dem Arzt zu verabschieden.

Und auf Antonie senkte sich eine lange, hange Nacht.

Die freundliche Pflegerin war ihr beim Auskleiden behilflich gewesen. Dann war der Doktor nochmals gekommen, hatte ihr scherzend Mut zugesprochen und ihr eine Morphiumeinspritzung gemacht. Dann war es still und dunkel um sie geworden.

Das Morphium tat zwar seine Wirkung. Sie schlief ein. Aber ihr Schlummer war nur eine Reihe beklemmender Traumbilder, aus denen sie hie und da erwachte, um sich verstört in dem fremden Raum, den ein Nachtlicht schwach erhellt, umzusehen, und sofort wieder zurückzufinden in bleierne Traumwirren.

Sie hatte ein dumpfes Angstgefühl in sich, das ihr diese Nacht als Ewigkeit erscheinen ließ, und als endlich ein grauer Tagesstrahl sie zum Bewußtsein wachte, atmete sie tief auf.

Heute — heute endlich würde es geschehen. Wenn das erst vorbei war, dies seit vierzehn Tagen Erwartete und heimlich Gefürchtete, dann war ja alles gut, — dann konnte sie wieder froh und heiter sein. Wenn es nur erst vorbei war.

Um acht Uhr kam die Pflegerin. — Freudlich neigte sie sich über das Bett.

„Schon wach, Frau Lichtenberg? Haben Sie überhaupt geschlafen? Das freut mich. Leider kann ich Ihnen kein Frühstück bringen. Essen dürfen Sie erst nachher wieder. Wollen Sie sich bereit machen?“

„Schon?“ fragte Antonie, unwillkürlich erbleichend.

„Gewiß, was vorüber ist, ist vorüber. Die Herren Aerzte erwarten Sie.“

Mechanisch schlug die junge Frau die Decke zurück und ließ sich willenlos von der Pflegerin die Strümpfe überziehen.

Im Nachtwand trat sie dann an den Waschtisch und wusch sich Gesicht und Hände. Dabei sah sie ihr totblaßes Antlitz im Spiegel und versuchte, sich ermutigend zuzunicken. Es gelang nicht. Sie blickte sich nur starr in die eigenen großen Augen.

„Haben Sie Angst?“ fragte die Pflegerin, „da ist doch gar kein Grund dazu.“

Antonie verneinte leise und ließ sich das faltige Haargewand über das Nachtwand anziehen. Als sie dabei zuerst etwas zögerte, meinte die Schwester lächelnd:

„Viel Kleider können wir nicht brauchen, das ist gerade gut so.“

Dann zog sie fest den Arm Antoniens in den ihren und führte sie durch den Korridor nach dem entfernt liegenden Operationsaal.

Doktor Werner kam ihnen mit einem Scherzwort entgegen.

Wie durch einen Nebel sah Antonie noch zwei andere Herren, deren Namen ihr genannt wurden und die sich vor ihr verbeugten.

Nun stand sie vor dem hohen, langen, gepolsterten Tisch. Zwei Stufen führten dazu empor. Sie erkomm sie gehorsam auf den Wink Werner's und legte sich lang hin.

In demselben Augenblick wurde ihr auch schon die Chloroform-Maske vor das Gesicht gehalten. Bekommen richtete sie sich wieder auf und rief ängstlich:

„Mein Herz — — —“

Aber der assistierende Arzt drückte sie sanft zurück und sagte beschwichtigend:

„Seien Sie nur ganz ruhig — atmen Sie tief — zählen Sie!“

Sie atmete tief und zählte.

Ein Gefühl der Erstickung bellemte sie. Dann als sie „20“ — „21“ zählte, wurde ihr wohl und leicht. Ein süßes Empfinden umschmeichelte sie, nahm sie auf — das Entschwinden der Sinne — das Vergehen! *

Zwei Stunden später telephonierte Doktor Werner an Max.

„Die Operation ist sehr gut verlaufen. Unsere Patientin liegt noch in der Narkose. Kommen Sie am Nachmittag. Ja? Gut!“

Dann ging er zurück in das Krankenzimmer, wo Antonie weiß wie der Tod, auf dem Bett lag.

Die Pflegerin stand dabei.

„Noch nicht aufgewacht?“ fragte Werner in rauhem Ton.

„Nein!“

Er trat an das Bett, sah die Kranke bei beiden Händen.

„Frau Lichtenberg! — Frau Lichtenberg!“

Erst rief er es leise, sanft, dann lauter, überlaut, fast grob. Sie rührte sich nicht. Er rief wieder und wieder. Sie rührte sich nicht. Fest lagen die breiten Lider mit den dunklen Wimpern auf den zarten Wangenansatz.

Da tauschte der Arzt einen langen düsteren Blick mit der Pflegerin und murmelte etwas Unverständliches.

Aber seine Tatkraft erwachte gleich wieder. Auf seinen Befehl eilte die Pflegerin nach dem Sprechzimmer und kehrte mit Fläschchen und Instrumenten zurück.

Scheinbar euhig machte sich der Chirurg an das Werk der Wiederbelebung. Aber die Pflegerin sah, daß seine sonst so sichere Hand zitterte. Sie und da sprach er vor sich hin:

„Das ist ja nicht möglich, — das kann ja nicht sein.“

Während er mit stark riechenden Essenzen Antoniens

Schlafen und Herzgegend rieb, perlte ihm der Schweiß auf der Stirn. Seine Gesichtsfarbe wurde nach und nach gelb.

Endlich gab er seine Versuche auf, sank in einen Stuhl und sagte mit gläserner Stimme:

„Sie ist tot!“

Wenns donneret.

Es ist so düntig dinn und duß,
Mi gspürt es Gwicht wie Blei,
Und d'Müedi schlägt de Fuhrē no,
Blikt bal bi däm, bi diesem stoh,
Hänkt allne der Verleider a
Und drückt ufs Gmüet, so viel sie da,
Dab jede gspürt, es ist nid ghür,
Es brüdet es uheimligs Für,
S' wot donnere und blitz.

Es stöde wñhi Wüchlī uf
Und schwarzī näbedra.
Lue d' Sunne het si scho versteckt,
Mit graue Fäze s' Gicht verdeckt.
Es würblet Ghüder uf und Laub,
Es donneret so churz und taub,
Und au der Stötzit züpfst si chl,
Es hönnt für ihn es Unglück so
Im Donnere und Blitz.

Es doßet dür e Buechewald,
Und plößlig isch es do.
Die Blitz fahre hin und här,
Der Donner chrachet lang und schwär,
Der Räge schießt, vom Luft erpäuschet,
A d' Pfäiferschübe; s' Dachstrauf gäutscht.
Berschon is Gott vor Für und Stei
Und bhuet is übers liebe Hei
Im Donnere und Blitz.

Und ist das Wätter de verbn,
Hets gnueferet und gfrüschet.
Gleßt, s' Gresli küpft sy naße Chops,
Es schüttlet abem Blatt e Tropf.
Au d' Möntsche tue e teusse Schnuf,
Bil Freud und Hoffnig wache-n-uf.
Und s' Gwächs und s' Gras macht au e Wanf,
Steit zwäg und wachst und seit sy Dank
Für s' Donnere und s' Blitz.

W. Flüdiger.

Giolitti Rücktritt.

Mit einem ironischen Lächeln ist Giolitti vom Posten des italienisch-königlichen Premiers zurückgetreten. Das Lächeln galt dem Parlament, das ihn fast ahnungslos in die Situation brachte, nach der ihn selber verlangte. Er hatte den Nationalisten bereitwillig nachgegeben, als sie nach einer Neuwahl des Parlamentes schrien, sie konnten sich überzeugen, daß ihre Bäume lange nicht so hoch gewachsen seien, wie sie schon geglaubt hatten, und er, Giolitti, konnte mit einer Kammer, ähnlich der vorigen, seine Arbeit der Versöhnung und der demokratischen Mitte fortführen. Die Nationalisten aber verstummten nicht. Sie glaubten fortwährend, daß der Alte wirklich zu alt sei und eröffneten einen Angriff auf seinen Außenminister Sforza, der in der Außenpolitik viel zu wenig radikal vorgegangen sein soll. Nun bereitet ihnen der greise Führer die Überraschung, daß er abgeht, bevor sie den Angriff auf ihn selber eröffnen. Schon einmal, vor dem großen Krieg, fegte ihn die nationalistische Welle hinweg. Damals hielt er es bis zum Neuersten aus, galt es doch, das Land vor dem großen Unglück, das Giolitti kommen sah, zu retten. Heute wird der Nationalismus Italien nicht in einen ähnlich tiefen Strudel hineinreissen